

Zur Kategorie ‚Umgang mit Natur‘. Wie kann Praxistheorie zum Verständnis des Natur/Gesellschafts-Verhältnisses beitragen?¹

Dieser Text vertritt die These, dass eine aus praxistheoretischen Überlegungen abgeleitete Kategorie des „Umgangs mit Natur“ hilfreich sein kann, um das Verhältnis von natürlicher Umwelt und Gesellschaft adäquat zu beschreiben und besser zu verstehen. Dazu wird in einem ersten Teil die soziologische Praxiswende nachvollzogen und Grundbegriffe erläutert. Im zweiten Teil des Beitrags geht es darum, zu skizzieren, wie Praxistheorie umweltsoziologische fruchtbar gemacht werden kann und die Kategorie des „Umgangs mit Natur“ zu entwickeln. Abschließend wird es um Bezüge zur umweltsoziologischen Theoriebildung und mögliche praktische Konsequenzen eines praxistheoretischen Verständnisses des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft gehen.

1. Praxistheoretische Wende

Seit einigen Jahren wird von einer neuen Wende in den Sozialwissenschaften gesprochen, dem „practice turn“ (Schatzki et al. 2001). Im deutschsprachigen Raum dürfte es besonders Andreas Reckwitz (2003) sein, der versucht hat, die Kennzeichen dieser Wende hin zur Praxis herauszuarbeiten. Deutlich werden dabei weit ältere Wurzeln in der Wittgensteinschen Sprachphilosophie und in den sozialkonstruktivistischen und kulturalistischen Theorien der 1960er und 1970er Jahre („cultural turn“). Deutlich wird auch, dass Praxistheorie kein einheitliches, von einer Schule oder Bewegung geprägtes Gebilde ist, sondern dass sich weit verstreut viele Theoriebemühungen – und vor allem auch viele aus der Forschungspraxis ad hoc entstandenen Erklärmodelle – finden lassen, die alle zusammen dem Feld der Praxistheorien zugeordnet werden können. Dabei lassen sich verschiedene Eckpunkte (vgl. Reckwitz 2003: 282 f.) unterscheiden: *grand theories* wie das – bei aller Abgrenzung vom Scholarismus doch als Großtheorie zu verstehende – Werk Pierre Bourdieus und die Strukturierungstheorie Anthony Giddens; eher aus einer „kulturalistischen“ Richtung stammende Arbeiten, die sich mit Postkolonialismus, kultureller Globalisierung oder der aktiven Medienrezeption (*Cultural Studies*) auseinandersetzen; neuere Arbeiten aus der Wissenschafts- und Techniksoziologie

¹ Vorbemerkung zur Genese dieses Textes: Auf der 2. Konferenz der Nachwuchsgruppe Umweltsoziologie in Düsseldorf (7. bis 9. April 2005) habe ich einen Vortrag „Zur Kategorie ‚Umgang mit Natur‘“ gehalten. Das im Anschluss an den Vortrag aus der Textfassung entstandene Manuskript – dieser Text hier – wäre für einen Tagungsband gedacht gewesen, der jedoch nicht zustande gekommen ist. Der Text blieb damit als Material für mein – inzwischen abgebrochenes – Promotionsvorhaben auf meiner Festplatte liegen. Einige Gedanken sind in Westermayer (2008) und andere spätere Veröffentlichungen und Vorträge eingeflossen, dort aber anders akzentuiert. Um das Manuskript zugänglich zu machen, habe ich es inzwischen auf meinem Blog <http://blog.till-westermayer.de> veröffentlicht und um die gerade genannte Literaturangabe ergänzt. Zudem möchte ich auf Karl-Werner Brands Auseinandersetzung mit der Praxistheorie aus umweltsoziologischer Sicht hinweisen (2014: 165 ff.) hinweisen. Ebenso fehlt im Vergleich zu späteren Überlegungen ein Verweis auf das Werk von Elizabeth Shove und ihr Trias aus *stuff, skills* und *images*, das für die hier angeschnittenen Themen höchst relevant wäre. Weitere Aktualisierungen habe ich nicht vorgenommen, der Text gibt also meinen Blick auf das Thema vor zwölf Jahren wieder, und ist ebenfalls nicht durch ein *peer review* gelaufen. – Till Westermayer, Mai 2017

(Bruno Latour, Karin Knorr-Cetina, Karl H. Hörning) oder auch die an Geschlechterpraktiken orientierte dekonstruktivistische Geschlechterforschung. Weitere Anstöße kommen aus der Sozialphilosophie, aus der ethnomethodologischen Schule um Harold Garfinkel und vereinzelt auch aus dem Poststrukturalismus (etwa der späte Michel Foucault).

In einer systematischen Aufarbeitung dieser verzweigten und teilweise unabhängig voneinander stattgefundenen praxistheoretischen Wende ordnet Reckwitz die Praxistheorie in das Feld der großen Sozialtheorien ein (vgl. Abbildung 1).

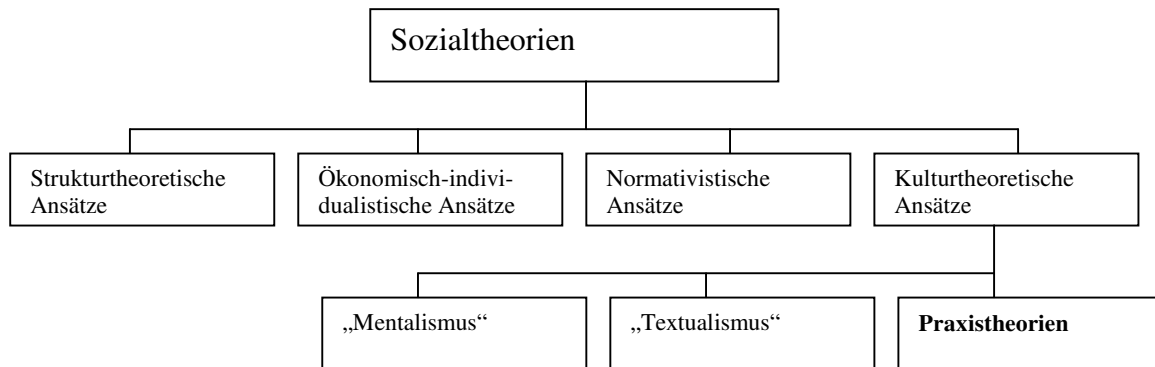


Abbildung 1. Praxistheorie(n) im Feld der Sozialtheorie (nach Reckwitz 2003)

Mit anderen Kulturtheorien teilt Praxistheorie die Abgrenzung zu den klassischeren Ansätzen der Sozialtheorie. Reckwitz arbeitet zwei grundlegende Unterscheidungsmerkmale heraus: zum einen die Verortung und Konzeption des Sozialen, zum anderen das Handlungsmodell. Kulturtheorien verstehen Gleichförmigkeit der sozialen Welt als Effekt sinnhafter Wissensordnungen, kollektiver Formen des Verstehens und Bedeuten und symbolischen Ordnungen (Reckwitz 2003: 287). Im Gegensatz dazu verorten Strukturtheorien (etwa der Marx'sche Materialismus) das Soziale in Strukturen, die für die beteiligten Akteure selbst nicht sinnhaft sind. Ansätze des *homo oeconomicus* gehen von rational handelnden Akteuren aus und erklären das Soziale „gewissermaßen als ‚Produkt‘ der individuellen Akte“ (ebd.). Die klassischen soziologischen Ansätze von Durkheim wie von Parsons ordnet Reckwitz als normorientierte Handlungstheorien ein, die von einem *homo sociologicus* ausgehen. In diesen Theorien wird zwar durchaus von der Existenz sinnhafter Wissensordnungen ausgegangen, diese werden aber nicht als individuelles Handlungsverständnis, sondern als konsensuale Normen und Regeln verstanden. Handeln ist hier „*per definitionem* [...] verpflichtetes Handeln, das sozialen Normen, Werten oder Rollenerwartungen folgt“ (Reckwitz 2004: 42).

Innerhalb der Kulturtheorien unterscheiden sich die im *cultural turn* seit den 1960er Jahren entstandenen interaktionistischen und sozialkonstruktivistischen Kulturtheorien von den Praxistheorien dadurch, dass Wissenssysteme (und damit das Soziale) entweder „auf der Ebene der immanenten Komplexität mentaler Strukturen und Prozesse im ‚Inneren‘ des Geistes, grundsätzlich separiert vom ‚äußeren‘ Verhalten“ (Reckwitz 2004: 42 f.) verortet werden – also „mentalistisch“ (bzw. in der Sprache Hörnings: kognitivistisch verengt), oder aber das sie ganz im Gegensatz dazu nur in „Diskursen“ und anderen Texten und Symbolsystemen in einem weiteren Sinne vorgefunden werden. In beiden Fällen verliert Handeln an Bedeutung und Struktur die Oberhand.

Praxistheorien unterscheiden sich von Strukturtheorien und klassischen Handlungstheorien also darin, dass das Soziale im alltäglichen Handlungswissen verortet wird, und von anderen in der einen oder anderen Form um Wissen zentrierten Kulturtheorien dadurch, dass nicht die mentale oder textuelle Wissensordnung an sich als Ort des Sozialen verstanden wird, sondern erst das im Handeln sichtbar werdende praktische Wissen. Handeln meint dabei jedoch nicht die Aneinanderreihung einzelner und isolierter, jeweils rational oder normativ begründeter Handlungen, sondern sieht Handeln „eingebettet in Routinekomplexe repetitiver Praktiken“ (Reckwitz 2004: 43). Und Wissen bzw. Kultur meint keine Zeichensysteme:

„Die Praxistheorie begreift die kollektiven Wissensordnungen der Kultur nicht als ein geistiges ‚knowing that‘ oder als rein kognitive Schemata der Beobachtung, auch nicht allein als die Codes innerhalb von Diskursen und Kommunikationen, sondern als ein praktisches Wissen, ein Können, ein know how, ein Konglomerat von Alltagstechniken, ein praktisches Verstehen im Sinne eines ‚Sich auf etwas verstehen‘.“ (Reckwitz 2003: 289).

Das Soziale wird hier also in den *sozialen Praktiken* verortet. Darunter sind Bündel von Verhaltensroutinen zu verstehen, die durch praktisches Wissen zusammengehalten werden. Die soziale Welt ist aus konkreten, benenn- und analysierbaren Praktiken aufgebaut.² Soziale Praktiken sind oft kollektiv, sie zeichnen sich geradezu durch das „Miteinander-Tun“ (Hörning 2004) als solche aus.³ Das praktische Wissen, das sie zusammenhält, beinhaltet sowohl Schemata der Interpretation und geteilte Bedeutungszuweisungen als auch eine Kompetenzebene („*script*-förmige Prozeduren kompetenten Sichverhaltens“, Reckwitz 2004: 44) als auch ein implizites Wissen über die mit dem jeweiligen Rahmen (vgl. Hörning 2004) verbundene Angemessenheit (vgl. Reckwitz 2003: 292). Die Aktivitätsbündel sind routinisiert und typisiert (also mit reziproker Erwartbarkeit versehen) und „sozial ‚verstehbar‘“ (Reckwitz 2003: 289). Sie bilden „eine emergente Ebene des Sozialen, die sich jedoch nicht ‚in der Umwelt‘ ihrer körperlich-mentalen Träger befindet.“ (ebd.).

In extremo können Akteure bei einer Interpretation der Praxistheorie als Sozialtheorie rein auf ihre Praktiken reduziert werden:

„Die Akteure oder Subjekte *sind* nichts anderes als Bündel dieser praktischen Wissensformen, die sich in sozialen Praktiken aktualisieren. Nichts an ihnen kann vorpraktisch vorausgesetzt werden: weder Reflexivität noch Innerlichkeit, weder Interesse noch Begehren.“ (Reckwitz 2003: 44).

Wenn das besondere an sozialen Praktiken die Emergenz sozialer Ordnung aus alltäglichen Aktivitäten darstellt, dann stellt sich die Frage danach, wie die Kontinuität der sozialen Ordnung sichergestellt werden kann. Hier kommt die Repetitivität sozialer Praktiken als *performances* ins Spiel: sie werden über Zeit und Raum hinweg immer

² Hier grenzen sich Praxistheorien von der „Praxisphilosophie“ um Georg Lukacs und Agnes Heller ab.

³ Vgl. hierzu aber auch Reckwitz (2003:292), der eine Gleichsetzung von Sozialität und Interaktion ablehnt und stattdessen auf drei Dimensionen der Sozialität sozialer Praktiken verweist: Intersubjektivität, also Bezugnahme auf andere Personen; Interobjektivität im Latourschen Sinne, also Bezugnahme auf Artefakte; und die Form von „Technologien des Selbst“ (Foucault), also Bezugnahme auf die eigene Person. Das „soziale“ sozialer Praktiken wäre demnach nicht die Interaktion, sondern die Einordnung in die Kontinuität einer sozialen Ordnung und die potenzielle Verstehbarkeit durch andere.

wieder neu – und immer wieder ähnlich – hervorgebracht. Ausschlaggebend dafür, dass Kontinuität möglich ist, ist zum einen die Ordnung des *praktischen Wissens* (auch im Sinne einer impliziten, informellen Logik des sozialen Lebens). Zum anderen ist für die praxistheoretische Perspektive *Materialität* in einem doppelten Sinne elementar, d.h.

„[...] dass diesen praktischen Wissensformen eine materiale Verankerung zukommt, und zwar in den Körpern, aber auch in den Artefakten. Damit wird sowohl das Problem sozialer Ordnung als auch das Konzept des Handelns materialisiert: relative Kontinuität der Form basiert auf dieser Materialität der Körper und der Artefakte.“ (Reckwitz 2004: 45).

Die materiale Verankerung hat dabei drei Bedeutungen (vgl. Reckwitz 2004: 45): sie bezieht sich auf Körperlichkeit des praktischen Wissens im Sinne einer *Einverleibung* oder Inkorporiertheit, die praktisches Wissen ein Stück weit der Reflexionsnotwendigkeit enthebt; sie bezieht sich auf Körperlichkeit im Sinne von *Performativität*, d.h. vor allem auch, dass der Vollzug von Praktiken von der Umwelt wahrnehm- und bewertbar ist und damit sozial wird; und sie bezieht sich auf die strukturelle Kopplung zwischen Praktiken und *Artefakten*. Artefakte dienen dabei als Wissensspeicher, und sie „ermöglichen die Entstehung und Reproduktion bestimmter sozialer Praktiken, die es ohne diese Artefakte gar nicht gäbe, freilich ohne dass die Artefakte die Art und Weise ihres Gebrauchs determinieren könnten.“ (Reckwitz 2004: 45). Die artefaktgebundene Materialität sozialer Praktiken kann dabei aus zwei Perspektiven beobachtet werden – vornehmlich als *Umgang mit Dingen* (vgl. Hörning 2001), d.h. als dingbezogene Praktiken, oder – im Sinne Latours (1995) – als „Interobjektivität“, d.h. unter Berücksichtigung der Praktiken *von* Artefakten.⁴

Wenn Artefakte in der einen oder anderen Form Ankerpunkte für soziale Praktiken darstellen, dann erscheint es mir naheliegend, sie aus sozialwissenschaftlicher Sicht zum ‚Schlüssel‘ für das Verständnis von Praktiken zu machen, d.h., den Spuren der Praktiken ausgehend von der Artefakten und dem Umgang mit den Dingen zu folgen.

Abgeleitet aus praktischem Wissen und Materialität ergibt sich, wie bereits erwähnt, eine gewisse Dauerhaftigkeit sozialer Praktiken. Damit verbindet sich die Frage danach, ob, und wenn ja wie, und in welchem Umfang, soziale Praktiken der Veränderung offen stehen, ob sie also eher als *Reproduktion, Routinisiertheit und Repetitivität* zu verstehen sind, oder ob sie mit *Offenheit, Unberechenbarkeit und Eigensinn* verbunden sind. Unterschiedliche AutorInnen beantworten diese Frage unterschiedlich (vgl. Reckwitz 2003: 294 ff.; Reckwitz 2004; Hörning 2004). Als Argument für eine potenzielle Offenheit sozialer Praktiken bei gleichzeitiger relativer Strukturiertheit verweist Reckwitz (2003) darauf, dass die Kontexte und Situationen, in denen Praktiken stattfinden, sich ändern können und dass „Milieus“, „Felder“ oder „Akteure“ als lose gekoppelte Bündel und Überschneidungen von Praktiken zu verstehen sind, die keine festen Grenzen haben. Beides legt Veränderungen und Entwicklungen auch der Praktiken nahe. Zudem argumentiert er mit der zeitlichen Struktur sozialer Praktiken und der Veränderung durch Wiederholung. Karl H. Hörning (2004) schließt Praxistheorie an einen pragmatischen Handlungsbegriff an. Handeln wird dann als dem Bewusstsein vorausgehende Antwort auf Situationen verstanden (ohne dass die Situation für das Handeln konstitutiv

⁴ Vgl. auch Wieser (2004) für eine Diskussion dieser Unterscheidung.

wäre, aber auch, ohne dass die Situation nur Handlungsterrain wäre). Diese Situiertheit des Handelns kann auf soziale Praktiken ausgedehnt werden. Darauf aufbauend, sieht Hörning Wiederholung und Innovation als zwei Seiten derselben Medaille:

„Soziale Praktiken stützen sich auf Vorhandenes, auf Repertoires. Sie beginnen nie von Grund auf neu. [...] Aber zur gleichen Zeit sind Praktiken auch produktiv zu denken: als ein eingespieltes In-Gang-Setzen von Verändertem, als neuartige Fortsetzung von Eingelebtem, als andersartige Hervorbringung von Vertrautem. Praktiken sind immer beides: Wiederholung *und* Neuerschließung.“ (Hörning 2004: 33).

Hörning argumentiert für diese Doppelstruktur der Praktiken mit einem Rekurs auf De-weys Handlungsbegriff. Er betont, dass die Wiederholung des scheinbar Gleichen in sich verändernden Umwelten nur möglich ist, wenn ein bestimmtes Maß an Kreativität und Offenheit Teil der Handlungspraxis ist, dass es sich eigentlich ja gerade nicht um Wiederholung handelt, sondern um die „Wieder-Erzeugung“ (Hörning 2004: 34) eines vorangegangenen Zustandes. Damit ist schon der Normalfall der Repetition nur möglich, wenn die Praxis nicht einfach nur wiederholt wird, sondern sich Veränderungen anpasst. Hörning führt dieses Argument in Bezug auf sich schnell verändernde Umwelten in modernen Gesellschaften weiter und nimmt an, dass sich in „Zeiten hoher Kontingenzwahrnehmung“ (Hörning 2004: 35) geradezu ein „Gespür für Differenz“ entwickelt, so dass der Einfluss von geltenden Konventionen zurückgeht.

Als ein Gegenmodell zu diesen eher für die Möglichkeit zur Veränderung stehenden Konzeptionen lässt sich das Habituskonzept von Pierre Bourdieu (1987; vgl. Reckwitz 2004: 46 f.) verstehen. Er geht davon aus, dass der Habitus sich inkorporiert, den Körper zur „abgelagerte[n] Individual- und Kollektivgeschichte“ (Reckwitz 2004: 47) werden lässt und so als Praxisgenerator Dispositionen für das Handeln und Verhalten des Individuums bereitstellt, die in ihren Grundzügen veränderungsresistent sind (Hysteresis-Effekt). Auch ohne der Reckwitz'schen Argumentation zu folgen, dass die Dauerhaftigkeit des Habitus bei Bourdieu Folge einer fälschlichen Universalisierung nicht universalisierbarer, kontingenter Befunde darstellt, lässt sich doch dafür plädieren, das Habitus-Verständnisses zu modifizieren. Wenn berücksichtigt wird, dass Menschen fortwährend sozialisiert werden, und damit auch fortwährend die Möglichkeit besteht, dass der so fest und unverrückbar erscheinende Habitus sich verändert. Auch hier wäre die Dauerhaftigkeit und Kontinuität dann nur eine relative, der Habitus nicht unveränderliches Erbstück, sondern Identitätskern, der sich unter dem Einfluss unterschiedlicher Felder und Kräfte durchaus verformen kann.

Die Figur einer Veränderung durch Wiederholung lässt sich auch abstrakter fassen. Zu denken ist dabei zum einen an transaktionale Kreisläufe, zum anderen an das Doppelverständnis von Handeln und Struktur in der Strukturationstheorie Anthony Giddens' (1992). Struktur als Element sozialer Ordnung wird dabei sowohl als Begrenzung für Handeln (bzw. in der hier verwendeten Terminologie: für soziale Praktiken) verstanden als auch als etwas, das nur durch fortdauernd wiederholte Praktiken überhaupt existiert. Aus dieser Doppelstruktur ergeben sich Veränderungspotenziale dadurch, dass die Reproduktion der Struktur in wiederholten Praktiken eben immer auch die Produktion einer neuen, veränderten Struktur bedeuten kann. Ähnlich lässt sich in Bezug auf die Dauerhaftigkeit oder Offenheit sozialer Ordnung und die Veränderbarkeit sozialer Prak-

tiken argumentieren. Zu Recht ist dabei allerdings auf die Bedeutung unterschiedlicher und ungleicher Zugriffsmöglichkeiten auf Macht und Ressourcen (vgl. Hörning 2001; Bourdieu 1987) hinzuweisen, die die potenzielle Handlungsoffenheit begrenzen.⁵

Zusammengefasst: Praxistheorie rekonstruiert das Soziale als Konfiguration von mehr oder weniger lose gekoppelter Bündel sozialer Praktiken. Diese basieren einerseits auf informellen, begrenzt kollektiv geteilten Formen praktischen Wissens (Interpretation, Kompetenz, Angemessenheit – alles in der Praxis sozial gelernt), zum anderen auf Materialität in Form von Körperlichkeit und im Bezug auf Artefakte. Sowohl Akteure als auch soziale Felder, Milieus, Institutionen und dergleichen lassen sich als Bündel von Praktiken beschreiben. Ihre Wirkmacht und Dauerhaftigkeit gewinnen soziale Praktiken aus der Wiederholung; erst in wiederholter und damit wiedererzeugender Ausführung werden sie sozial wirksam. Zugleich birgt die situierte Reproduktion das Potenzial zur Veränderung sozialer Praktiken.

2. Umgang mit Natur

Wie deutlich wurde, liegt eine der Wurzeln und zugleich ein gewichtiges Argument für die Praxistheorie in der Materialität des *Umgangs mit den Dingen*. Wie müsste nun analog dazu eine Kategorie des „Umgangs mit Natur“ aussehen, was für Konsequenzen hätte sie?

2.1 Es gibt keinen Umgang mit Natur

Eine Diskussion dieser Frage ist nicht möglich, ohne sich klar darüber zu werden, was in diesem Fall mit „Natur“ gemeint sein kann. Lässt sich ein besonderer Status rechtfertigen? Ich meine: nein. Erst einmal kann es aus abstrakter, praxistheoretischer Sicht keinen Unterschied machen, ob eine Praxis sich auf „echte“ Artefakte oder auf Natur bezieht (vgl. auch Wieser 2004: 92; und natürlich Latour 1995). Gedankenexperimente anhand von Grenzfällen können verdeutlichen, warum Praxistheorie in ihren Grundzügen blind für eine Natur/Artefakt-Unterscheidung sein muss.

Es stellt sich die Frage, wo Artefakte anfangen und wo Natur aufhört. Ein Teller ist sicherlich ein Artefakt. Ebenso das Messer. Wie sieht es mit dem Brot aus, das geschnitten und auf den Teller gelegt wird? Ad hoc könnte damit argumentiert werden, dass es sich zwar vielleicht ursprünglich um „Natur“ in Form von Korn etc. gehandelt haben mag, es aber doch verarbeitet wurde. Mit der gleichen Argumentation wird die Butter zum Artefakt. Essen wir noch einen Apfel – gepflückt und gezüchtet, also auch ein Artefakt. Danach vielleicht ein Spaziergang. Wir verlassen das Haus (Artefakt), gehen über die geteerte Straße (Artefakt) in den seit mehreren hundert Jahren bewirtschafteten Wald (Artefakt) und erleben ihn als Naturlandschaft. Dort sehen wir: bemooste Steine (Natur), einen Fliegenpilz (Natur), Steinpilze (Natur, aber sobald sie in der Pfanne liegen: Artefakt), abgelagerten Müll (Artefakt) und einen Holzstapel (Artefakt). Ein vom Wind entwurzelter Baum (Natur) versperrt den Weg. Wir gehen zurück, die noch als Natur identifizierten Steinpilze in einer artifiziellen Plastiktasche (und nicht in

⁵ Auch Ressourcen und Macht ließen sich wohl praxistheoretisch rekonstruieren, sind aber in dieser Form als Abkürzung handlicher.

dem vorgefundenen Rindenstück, das sich zum Transport geeignet hätte, wenn wir keine Tasche dabei gehabt hätten). Im Haus bearbeiten wir die Pilze, schalten das Radio an (Artefakt) und hören Nachrichten (sind elektromagnetische Wellen auch ein Artefakt?), unter anderen über das menschengemachte Ozonloch, die Staatsverschuldung und über Tierarten, die vom Aussterben bedroht sind.

Diese kleine Geschichte macht deutlich, dass es teilweise erhebliche Probleme zu geben scheint, zu entscheiden, ob etwas der Natur zugerechnet werden soll oder nicht. Beispiele dafür sind der Wald, der zwar Artefakt ist – jedenfalls wenn damit eine künstliche Bearbeitung gemeint ist – aber als Natur empfunden wird, oder auch die Steinpilze, die sich wundersamerweise in Artefakte zu verwandeln scheinen, weil wir sie pflücken und essen, während der Fliegenpilz dies nicht tut (selbst wenn wir ein Foto davon machen), genauso wie die nicht erwähnten, direkt im Wald und trotz der Fuchsbandwurmgefahr genaschten Beeren. Manche Dinge scheinen auch ihren Status zu wechseln, sind mal Artefakt und mal nicht. Beides spricht aus meiner Sicht dafür, dass es nicht sonderlich sinnvoll ist, zu versuchen, eine Grenzlinie zwischen Artefakt und Natur anhand bestimmter, im Objekt liegender Eigenschaften ziehen zu wollen. Vielmehr ist es wohl eher die Betrachtungsweise, die Einbeziehung in Praktiken, die entscheidet, ob etwas für uns Natur ist oder nicht.

Dies trifft auch auf die Zuweisung von Handlungsmacht an Dinge zu: der umgefallene Baum verändert die gewohnte Situation und legt die Wahl neuer oder die Modifikation alter Praktiken nahe. Dafür ist es aber unerheblich, dass der Baum durch Naturereignisse umgestürzt ist; dieselbe „Handlungsmacht“ hätte ein absichtsvoll an diese Stelle gelegter Baumstamm, hätte eine dort hingebaute Schranke. Mit Latour könnte jetzt von den Praktiken und Handlungsprogrammen dieser nichtmenschlichen Aktanten gesprochen werden – aus einer egozentrierten Sicht können sie auch einfach als veränderte Situation für die Praktiken von Ego bezeichnet werden.

Die fehlende Möglichkeit zur Grenzziehung bedeutet: auf einer abstrakten Ebene kann aufgehört werden, zwischen dem „Umgang mit Dingen“ und dem „Umgang mit Natur“ zu unterscheiden. Die Geschichte vom Waldspaziergang lässt sich ganz unabhängig von der Natur/Artefakt-Unterscheidung als Reihe von ineinander verschachtelten, auf Dinge bezogenen Praktiken rekonstruieren, etwa so:

Als „Zwischenmahlzeit“ wird ein Brot geschmiert – damit verbunden ist die Handhabung des Messers, um das Brot zu schneiden, die Handhabung des Messers, um das Brot zu buttern, und die Handhabung des Brots, um es zu essen. Auch das Essen des Apfels („Obst ist gesund“) gehört zur gewohnten Zwischenmahlzeitsroutine. Unsere Praktiken finden vernetzt statt. Dass es Äpfel, Brot und Butter im Haus gibt, hat etwas mit „Einkaufen“ zu tun, auch mit jeweiligen Verarbeitungspraktiken, von denen wir aber nur vage Vorstellungen haben. Nach der Zwischenmahlzeit gibt es einen „Verdauungsspaziergang“, der aus bestimmten situativen Gründen (schönes Wetter, Lage, hohes Einkommen und deswegen Miete einer Wohnung in Waldesnähe möglich) in den Wald führt. Zur Praktik des Verdauungsspaziergangs gehört der übliche Weg, der routiniert und im richtigen Tempo begangen wird und das absichtsvoll hergestellte „Naturer-

lebnis“. Das Naschen der Beeren und das Sammeln der Steinpilze sind lose daran gekoppelte Praktiken. Wurden die Pilze bewusst gesucht? Oder war es eher die wahrgenommene Steinpilzmaterialität, die eine eingeübte Routine des „Pilzesammelns“ angeregt hat? Die Pilze sind gesammelt (dazu gehört ein bestimmtes Wissen darüber, was essbar ist und was nicht, ebenso wie eine kompetente Körperpraxis, also das Wissen, wie Pilze gepflückt werden, und schließlich auch ein Angemessenheitswissen darüber, das es unverschämt wäre, mehr als ein Dutzend Pilze mitzunehmen). Jetzt stellt sich die Frage des Transports. Erst scheint es so, als könnte nicht auf vorhandene Praktiken zurückgegriffen werden: es gibt kein passendes Artefakt. Der Blick schweift den Wegrand entlang (auch eine spezifische Praktik) und bleibt zuerst an einem Fliegenpilz und dann an einem Stück Rinde hängen, das dort liegt und als improvisierte Tasche genutzt werden könnte. Beim Gedanken daran fällt der Plastikbeutel ein, der klein zusammengeknüllt in die Innentasche der Jacke gesteckt wurde, und doch angemessener erscheint als die Rinde. Allerdings sollen Pilze ja nicht in Plastik aufbewahrt werden: zur Pilzesammelpraktik gehört die Kompetenz, abschätzen zu können, ob es etwas ausmacht, die Pilze den kurzen Weg bis ins Haus in einer Plastiktasche zu transportieren oder nicht. Der umgefallene Baumstamm macht eine Fortsetzung des Spaziergangs unmöglich – die Widerständigkeit des Materiellen wird sichtbar und zwingt zur Umkehr. Wieder zuhause, wird ohne viel Nachdenken das Radio angeschaltet und der geheimnisvolle elektromagnetische Transportweg für die Nachrichten großzügig ignoriert – Technik, die funktioniert und damit unsichtbar wird. Die Lautstärke ist mehrfamilienhauskompatibel, der Einschaltknopf wird blind gefunden. Beim Zubereiten der Pilze werden die Nachrichten „nur mit einem halben Ohr“ gehört. Die aussterbende Schleiereule bleibt irgendwie hängen und wird bedauert: es wäre gut, mal mehr für die Umwelt zu tun.

Bis auf den Nachrichtensprecher sind hier direkt keine anderen Menschen aufgetaucht – in den Praktiken allerdings sehr wohl, etwa wenn es darum geht, wie viele Pilze angemessener Weise mitgenommen werden können, und wie laut das Radio aufgedreht werden darf. Nach den oben dargestellten Kategorien handelt es sich also um interobjektive Praktiken. Ob den Dingen jetzt selbst Aktivität zugesprochen wird (die Steinpilze, die so verlockend ausgesehen haben; der Baumstamm; der Weg, der gegangen wird, weil er nun mal da ist), oder ob sie „bloß“ Gegenstand der Praktiken, des „Umgangs-Mit“ geworden sind, ist wie gesagt vor allem eine Frage des Standpunktes und des Beobachtungsinteresses. Deutlich geworden ist auf jeden Fall das Changieren der Praktiken zwischen Routine und Innovation, ihr Eingebettetsein in Situationen und Kontexte und ihre Spezifik. Schon diese kleine Geschichte hat die Bedeutung vielfältiger Formen praktischen Wissens deutlich gemacht: von simplen, lange inkorporierten Körperpraktiken wie der richtigen Handhabung eines Messers über das Wissen darüber, das ein Waldspaziergang ein Naturerlebnis ist, bis hin zur Fähigkeit, Pilze sammeln zu können, wozu gehört, einschätzen zu können, welche Pilze essbar sind und wie viele (in der „richtigen“ Weise) gepflückt werden können, ohne sich a-sozial zu verhalten. All diese Praktiken wurden irgendwann gelernt, sind in irgendeiner Form tradiert und haben sich möglicherweise geändert – etwa dadurch, dass der *Fall-out* von Tschernobyl die Pilze kontaminiert hat und das Pilzsammeln zeitweise eingestellt werden musste: zugleich eine Situation, in der rapide neue Praktiken erfunden und eingeübt werden mussten.

2.2 Wiedereintritt der Natur

Wie hoffentlich verdeutlicht werden konnte, ist Natur aus praxistheoretischer Sicht zuerst einmal keine relevante Kategorie. Wenn überhaupt eine Trennlinie gezogen werden kann, dann zwischen Selbst, anderen Menschen und dem breiten Bereich der „Dinge“, denen vermutlich doch eine qualitativ andere Handlungsfähigkeit zugesprochen wird als menschlichen Akteuren. Wie kann also der Natur zu einem Wiedereintritt in die praxistheoretische Theoriebildung verholfen werden? Ich sehe dafür zweieinhalb Möglichkeiten, die sich nicht ausschließen, aber deutlich getrennt voneinander stehen.

Ein möglicher Einwand könnte jetzt sein, dass es vielleicht, wenn genau hingeschaut wird, Schwierigkeiten gibt, natürliche und künstliche Dinge und den jeweiligen Umgang damit auseinander zu halten, dass aber doch so etwas wie ein „Umgang mit Natur“ als eine ganz grundlegende Praktik zu konstatieren sein müsste, etwa im Sinn der unterschiedlichen Naturverständnisse der *Cultural Theory* (vgl. Douglas 1982; kritisch Keller/Poferl 1998). Hier stellt sich die Frage, ob derartige „Großpraktiken“ (vergleichbar wäre etwa der „Umgang mit Technik“) aus praxistheoretischer Sicht Bestand haben, oder ob sie nicht letztlich doch wieder, um sinnvolle Aussagen treffen zu können, ins Konkrete heruntergebrochen werden müsste. Möglicherweise bietet dieser Einwand aber doch eine Möglichkeit für den Wiedereintritt der Natur: nämlich als imaginäres Quasiobjekt, auf das sich Praktiken ebenso beziehen können wie auf andere Dinge, und das herauslösbar ist aus den Wissensbeständen und Hintergrundannahmen. In diesem Sinne könnte ein Waldspaziergang nicht nur ein Umgang mit Dingen wie Bäumen und Steinpilzen sein, die mit bestimmten Vorstellungen und Bedeutungen verbunden sind, sondern eben auch ein Umgang mit dem großen Quasiobjekt „Natur“.

Ähnlich, aber nicht ganz identisch zu dieser ersten Möglichkeit, Natur in die Praxistheorie hineinzubringen, wäre der Ansatz, ein bestimmtes Bündel von Praktiken als „Umgang-mit-Natur“-Praktiken zu klassifizieren. Eine Klassifikation, die sinnvollerweise versuchen sollte, die jeweilige Sichtweise eines Individuums oder eines Kollektivs zu rekonstruieren. Naturbezogene Praktiken in diesem Sinne wären etwa alle Praktiken, die als konkrete Beispiele dafür genannt werden, welche Rolle Natur (oder Umwelt) im täglichen Leben spielt. Was als naturbezogene Praktiken wahrgenommen wird, ist dabei vermutlich stark abhängig von historischen, räumlichen und sozialen Voraussetzungen. Um die Aussage an einem Beispiel plausibel zu machen: Je nach historischem und sozialen Kontext würde das bewusste Reduzieren der Heiztemperatur im Winter wohl entweder als Armutspraxis oder als Umweltschutzpraxis eingeordnet werden (vgl. Kleinhüchelkotten 2002 oder auch Ratajczak 1999). Ebenso dürften Lebenssituation und Erfahrungshintergrund stark beeinflussen, was als Gemeinsamkeit (und damit vielleicht als „Naturverständnis“) aus verschiedenen naturbezogenen Praktiken eines Individuums herausgezogen werden kann, etwa in einem Rekurs auf „Ordentlichkeit“ und „Instrumentalität“ einerseits oder auf „Wildnis“ und „Schutz“ andererseits.

Daneben gibt es noch eine ganz andere Möglichkeit, Natur und Praxistheorie zu verbinden. Praxistheorie bezieht sich auf in ihrer Performativität und auch ihren Bezügen konkret benennbare alltägliche Praktiken. Wenn Praxistheorie empirisch fruchtbar gemacht wird, dann geht es um die Rekonstruktion dieser Praktiken in einem bestimmten Kontext oder einer bestimmten historischen Situation. Obwohl der erkenntnistheoretische

Hintergrund ein ganz anderer ist, spricht nichts dagegen, derartige Rekonstruktionen zu einem interdisziplinären Brückenschlag zu nutzen und die zu Tage geförderten und rekonstruieren kollektiven Praktiken im Sinne einer Ökobilanz zu bewerten – letztendlich ist jede Praktik Umgang mit Natur. Gleichzeitig mag ein derartiges Vorgehen dabei helfen, Hindernisse und Chancen für aus ökologischer Sicht sinnvollereres Verhalten deutlich werden zu lassen.

Auch wenn der „Umgang mit Natur“ praxistheoretisch *a priori* keine sinnvolle Kategorie darstellt, gibt es durchaus Praktiken, die – in Rekonstruktion des subjektiv damit verbundenen Sinns oder im Anschluss an ökologische Überlegungen – als „Umgang mit Natur“ klassifiziert werden können. Dabei zuerst einmal auf Praxistheorie zurückzugreifen, bietet sich aus den oben dargestellten Erwägungen heraus an: im Gegensatz zu anderen Sozialtheorien werden Handlungen nicht unter Gesichtspunkten von Rationalität oder Normkongruenz betrachtet, sondern von ihrem subjektiven Sinn, der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit her, und im Gegensatz zu anderen Kulturtheorien stehen nicht Einstellungen oder Diskurse im Vordergrund, sondern tatsächliche Praktiken – und damit eben auch die Materialität des Handelns in einem durchaus ökologisch re-interpretierbaren Sinne. Und andersherum erfolgt auch der gesellschaftliche Umgang mit Natur – das eingangs angesprochene Verhältnis von natürlicher Umwelt und Gesellschaft – immer durch das Medium der Praktiken. Natur wird in der einen oder anderen Form als Bezugspunkt von Praktiken wahrgenommen: für den hier dargestellten Umgang mit Natur, selbst wenn die Natur dort nicht vorkommt, und als begrenzende und ermöglichende, aber nur teilweise änderbare außersoziale Struktur, in der Praktiken angesiedelt sind. Ein gesellschaftliches Naturverhältnis, das nicht durch Praktiken mediiert ist, gibt es nicht.

3. Ausblick

3.1 Umweltsoziologische Anchlüsse

Die bisherige Darstellung ist von der Praxistheorie her ausgegangen und hat die umweltsoziologische Debatte weitgehend ausgeblendet. Das sozialtheoretische Sortieraster, das Reckwitz vorschlägt, erlaubt es, bestimmte umweltsoziologische Ansätze als prinzipiell inkompatibel mit Praxistheorie einzuordnen. Dies gilt insbesondere für die auf dem Rational-Choice-Ansatz aufbauenden Arbeiten (vgl. etwa Kap. II.4 in Diekmann/Preisendörfer 2001) und für Arbeiten, die etwa Nachhaltigkeitsindikatoren aufstellen, ohne Praktiken zu betrachten, aber auch für systemtheoretische Ansätze, die soziale Praktiken der Eigenlogik von Systemen unterordnen, ohne auf ein Handeln-Struktur-Wechselverhältnis einzugehen (ich würde bspw. Huber 2001 dort einordnen).

Prinzipiell anschlussfähiger erscheinen kulturalistische Arbeiten, sofern damit nicht die *Cultural Theory* gemeint ist – die aus der hier diskutierten Sicht eher dem strukturalistischen Pol zuzurechnen wäre –, sondern ein kulturell fundierter Blick auf „ökologisches Handeln“ oder „nachhaltige Lebensstile“ vorgenommen wird (vgl. Hofmann et al. 1999; Lange 2000; Keller/Poferl 1998; Poferl et al. 1997; Poferl 2000; Rink 2002). Relevant dürfte dabei vor allem die Frage sein, inwiefern der Schwerpunkt auf Praktiken oder auf Diskurse und symbolische Ordnungen gelegt wird.

An dieser Stelle nicht geleistet werden kann eine Inbezugsetzung zum Naturbegriff der soziologischen Klassiker und der Humanökologie (vgl. Groß 2001). Am ehesten anschlussfähig erscheint noch der jüngere Durkheim: Als umweltsoziologische Leistung nennt Matthias Groß Durkheims Verdienst, dem zeitgenössischen einseitigen Naturalismus, der Soziales nur durch äußere Einflüsse erklären wollte, eine komplexere Wirkungsstruktur entgegen gesetzt zu haben, indem Durkheim „die Wahrnehmung der äußeren Umwelt zwar als gesellschaftlich erzeugte Wirklichkeit verstand, jedoch die materielle Wirklichkeit selbst als objektiv gegeben hinnimmt.“ (Groß 2001: 49). Zu den sozialen Tatbeständen, die laut Durkheim auf Soziales wirken, zählen etwa rechtliche Normen, Konventionen eines Milieus, soziale Institutionen. Dazu zählen aber auch geographische, physikalische und naturale Gegebenheiten. In gewisser Weise geht Praxistheorie hier sogar noch einen Schritt weiter und macht soziale Tatbestände durch ihre Einbindung in Praktiken erst zu tatsächlich Sozialem und nicht mehr von außen auf Soziales einwirkendem

Und wie sieht es schließlich mit dem Selbstverständnis der Sektion Ökologie und Soziologie aus? *Kerngegenstand* der Umweltsoziologie sollen nach einem Positionspapier (Reusswig et al., ca. 1997) die mit der Interaktion zwischen Mensch und Natur verbundenen sozialen Phänomene sein. Von besonderem Interesse seien diese, wenn sie „critical“ werden. Es geht um Verständnis dieser Interaktionsbeziehung; diese soll beschrieben, analysiert, modelliert und nicht zuletzt auch prognostiziert werden. Als mögliche Kategorien der auf Umweltinteraktion bezogenen sozialen Phänomene werden die Gründe, die Formen und die Folgen menschengemachter Umweltveränderungen genannt. Als grundsätzliche Ausrichtungen von Umweltsoziologie werden zwei Strategien beschrieben: radikaler Paradigmenwechsel hin zu einer Gesellschaftsbeschreibung ausgehend von ökologischen Basiskonzepten wie dem Fließgleichgewicht, und eine Strategie, die Besonderheiten der Beziehungen zwischen Umwelt und Gesellschaft mit den üblichen sozialwissenschaftlichen Methoden anzugehen.

Die Strategie einer auf ökologische Kategorien umgestellten Gesellschaftsbeschreibung erscheint dabei kaum anschlussfähig an soziologische Konzepte wie die Praxistheorie. Anders die Mensch-Natur-Interaktion. Im Strategiepapier der Sektion erscheinen alltagspraktische Herausforderungen hier als eine Untersuchungsebene neben Risikoabschätzungen, Umweltgeschichte und politisch-institutionellen Formationen. Damit ist prinzipiell eine Anschlussfähigkeit an Praxistheorie gegeben.

Interessant schließlich die Frage einer Verknüpfung von Naturwissenschaft und Soziologie jenseits der letztlich doch eher philosophischen Position Latours (Latour 1995; vgl. Wieser 2004). So fordert Groß, der Natur weder ihre Eigenkraft abzusprechen noch ihr eine alles determinierende Macht zuzusprechen und dazu „Wissen von der Natur“ zuerst als soziales Wissen, als soziale Wahrnehmung zu begreifen und soziologisch zu reflektieren. Dies soll allerdings nicht gegen, sondern zusammen mit den Naturwissenschaften geschehen (Groß 2001: 240). Das kann nun allerdings nicht bedeuten, naturwissenschaftliche Vorstellungen von Wirklichkeit auf die soziologische Untersuchung des Umgangs mit Natur zu übertragen. Eine gegenseitige Ergänzung etwa in der oben vorgeschlagenen Form eines Brückenschlags zwischen der ökobilanziellen und der praxistheoretischen Erfassung sozialer Praktiken trotz unterschiedlicher „Geschäftsgrundlage“ erscheint hingegen sinnvoll.

3.2 Konsequenzen

Bleibt am Schluss die Frage, was für Konsequenzen sich ergeben, wenn das Verhältnis zwischen natürlicher Umwelt und Gesellschaft als durch soziale Praktiken moderiertes und gestaltetes Verhältnis verstanden wird. Dazu sollen am Schluss vier Thesen stehen:

1. Eine praxistheoretisch fundierte Untersuchung sozialer Wirklichkeit ermöglicht es, die Komplexität sozialer Lebensformen auf konkrete Praktiken herunterzubrechen, die mit Methoden qualitativer Sozialforschung rekonstruierbar sind. „Fokusobjekte“ können dabei als Ankerpunkt für Praktiken dienen, die sich auf den Umgang mit bestimmten Artefakten beziehen.
2. Praxistheorie ist trotz erkenntnistheoretisch ganz anderer Fundierung kombinierbar mit einer ökobilanziellen Erfassung alltäglicher Praktiken, um so zu einem ganzheitlichen Bild des Umgangs mit Natur zu kommen, das Performativität, alltagspraktische Hindernisse und Naturvorstellungen ebenso umfasst wie „objektive“ Daten über den Naturverbrauch bestimmter Praktiken.
3. Praxistheorie nimmt erst einmal einen Standpunkt ein, von dem aus der Umgang mit Natur sich nicht vom Umgang mit Artefakten unterscheidet. Auch anderen Artefakten wird eine – begrenzte – eigene Wirkmächtigkeit zugeschrieben. Eine praxistheoretische Konzeption des Natur/Gesellschaft-Verhältnisses kann dazu beitragen, unterschiedliche Naturvorstellungen zu realisieren und den Konstruktcharakter „der“ Natur zu verdeutlichen.
4. Wenn die praxistheoretische Annahme einer prinzipiellen Auflösbarkeit sozialer Felder, Milieus und Institutionen in einzelne (teilweise strukturbildende oder zu Strukturen geronnene) Praktiken ernst genommen wird, können Institutionen auch in Bezug auf ihre naturbezogenen Praktiken untersucht werden. In einer derartigen Analyse können im Grau des Informellen versteckte umweltbezogene Programme sozialer Institutionen entdeckt und Diskrepanzen zu offiziellen „Funktionsweisen“ erklärt werden.
5. Zu bedenken ist bei einer Analyse mit der Kategorie „Umgang mit Natur“ schließlich, dass die Stärke der Praxistheorie im Konkreten liegt: weniger generelle Aussagen über das gesellschaftliche Naturverhältnis als vielmehr die tatsächlichen Praktiken, die – in einem bestimmten Kontext – dieses Verhältnis formen, sind Untersuchungsgegenstand und Ergebnis.

Literatur

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Brand, Karl-Werner (2014): Umweltsoziologie. Entwicklungslinien, Basiskonzepte und Erklärungsmodelle. Weinheim/Basel: Juventa.

Diekmann, Andreas / Preisendörfer, Peter (2001): Umweltsoziologie. Eine Einführung. Reinbek: Rowohlt.

Douglas, Mary (1982): »Cultural Bias«, in diess.: In the active voice. London: Routledge & Kegan Paul, S. 183-254.

Giddens, Anthony (1992): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt/New York: Campus.

Groß, Matthias (2001): Die Natur der Gesellschaft. Eine Geschichte der Umweltsoziologie. Weinheim und München: Juventa.

Hofmann, Michael / Maase, Kaspar / Warneken, Bernd Jürgen (Hrsg.) (1999): Ökostile. Zur kulturellen Vielfalt umweltbezogenen Handelns. Marburg: Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaft e .V. (AVK).

Hörning, Karl H. (2001): Experten des Alltags. Die Wiederentdeckung des praktischen Wissens. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Hörning, Karl H. (2004): »Soziale Praxis zwischen Beharrung und Neuschöpfung. Ein Erkenntnis- und Theorieproblem«, in ders. / Reuter, Julia (Hrsg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: Transcript, S. 19-39.

Huber, Joseph (2001): Allgemeine UmweltSoziologie. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Jahn, Thomas / Wehling, Peter (1998): »Gesellschaftliche Naturverhältnisse – Konturen eines theoretischen Konzepts«, in Karl-Werner Brand (Hrsg.): Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven. Opladen: Leske+Budrich, S. 75-93.

Keller, Reiner / Poferl, Angelika (1998): »Vergesellschaftete Natur – Öffentliche Diskurse und soziale Strukturierung. Eine kritische Auseinandersetzung mit der Cultural Theory«, in Karl-Werner Brand (Hrsg.): Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven. Opladen: Leske+Budrich, S. 117-142.

Kleinhüchelkotten, Silke (2002): »Die Suffizienzstrategie und ihre Resonanzfähigkeit in den sozialen Milieus Deutschlands«, in Rink, Dieter (Hrsg.): Lebensstile und Nachhaltigkeit. Konzepte, Befunde und Potentiale. Opladen: Leske + Budrich, S. 229-246.

Latour, Bruno (1995): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin: Akademie-Verlag.

Poferl, Angelika (2000): »'Umweltbewußtsein' und soziale Praxis. Gesellschaftliche und alltagsweltliche Voraussetzungen, Widersprüche und Konflikte«, in Lange, Hellmuth (Hrsg): Ökologisches Handeln als sozialer Konflikt: Umwelt im Alltag. Opladen: Leske + Budrich, S. 35-56.

Poferl, Angelika / Schilling, Karin / Brand, Karl-Werner (1997): Umweltbewußtsein und Alltagshandeln. Eine empirische Untersuchung sozial-kultureller Orientierungen. Hrsg. vom Umweltbundesamt. Opladen: Leske+Budrich.

Ratajczak, Cordula (1999): »Zum unterschiedlichen subjektiven Sinn ökologischen Handelns. Zwei ethnographische Fallbeispiele aus Ostdeutschland«, in Hofmann, Michael et al. (Hrsg.): Ökostile. Zur kulturellen Vielfalt umweltbezogenen Handelns. Marburg: Arbeitskreis Volkskunde und Kulturwissenschaft e .V. (AVK), S. 171-188.

Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken: Eine sozialtheoretische Perspektive«, in Zeitschrift für Soziologie, 32. Jg., H. 4, S. 282-301 [zitiert nach: <http://www.kulsoz.eu-vffo.de/Lehrstuhl/reckwitz/texte/Praxistheorie.pdf>].

Reckwitz, Andreas (2004): »Die Reproduktion und die Subversion sozialer Praktiken. Zugleich ein Kommentar zu Pierre Bourdieu und Judith Butler«, in Hörning, Karl H. / Reuter, Julia (Hrsg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: Transcript, S. 40-54.

Reusswig, Fritz / Bechmann, Gotthard / Brand, Karl-Werner / Hildebrandt, Eckart / Metzner, Andreas / Warsewa, Günter / Wehling, Peter (ca. 1997): *First Program-Outline of the Environmental Sociology Section of the German Sociological Association*. Manuskript, [<http://www.sociologie.de/sektionen/s08/selbstverstaendnis.pdf>, März 2004].

Rink, Dieter (Hrsg.) (2002): Lebensstile und Nachhaltigkeit. Konzepte, Befunde und Potentiale. Opladen: Leske + Budrich.

Schatzki, Theodore R. / Knorr Cetina, Karin / von Savigny, Eike (eds.) (2001): *The Practice Turn in Contemporary Theory*. London and New York: Routledge.

Westermayer, Till (2008): »Umwelt als Praxis – Reflexionen anlässlich einer praxistheoretischen Analyse von Umweltratgebern«, in Karl-Siegbert Rehberg (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. CD-ROM-Beilage. Frankfurt am Main, New York: Campus, S. 3641-3652. [<http://blog.till-westermayer.de/wp-content/uploads/2008/08/3641.pdf>].

Wieser, Matthias (2004): »Inmitten der Dinge. Zum Verhältnis von sozialen Praktiken und Artefakten«, in Hörning, Karl H. / Reuter, Julia (Hrsg.): Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis. Bielefeld: Transcript, S. 92-107.